

Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehein-Verlag Zürich

8. Fortsetzung

Der kleine Kampfhahn taumelte, hielt sich an einem Tische fest, riss ihn um ...

Die weitere Entwicklung gestaltete sich aber wesentlich anders, als Erich dies im Film immer wieder gesehen hatte.

Der Kleine legte sich nicht flach auf den Boden und blieb nicht „erledigt“ liegen. Vielmehr schnellte er nur ein paar Schritte zurück und setzte nun seinerseits zur Offensive an.

Erichs Rechte aber schmerzte, als ob sie mitten im Feuer läge und schmorte.

Das war nun offenbar die Kehrseite der Boxerei — wenigstens dann, wenn man sie, wie Erich, nicht gelernt, sondern lediglich aus der Vorführung im Kino gelegentlich einmal mit ihr Bekanntschaft gemacht hatte.

Samuel Stierli rieb sich den linken Backenknochen und brüllte seinen Feind an:

„Jawohl! Gangstermanieren! Schämen Sie sich nicht, sich in einem fremden Zimmer so aufzuführen?! Wenn hier überhaupt jemand zu schreien und zu schlagen hat...“

— Er ging nun mit beiden Fäusten auf Erich los und brüllte: „...dann bin ich das! Verstanden! Ich! Nur ich allein!“

„Sie irren sich, Herr Stierli! Das bin ich!“

Eine helle, sich überschlagende, weibliche Stimme hatte mit diesen scharf akzentuierten Worten den Lärm der beiden Männer übertönt. Unter der offenen Türe stand Frau Stähli, hoch, strafend, würdevoll und fügte hinzu:

„Verlassen Sie sofort mein Haus! Aber sofort! Ich schicke Ihnen den Portier hinauf! So eine Unverschämtheit! So ein Benehmen!“

Päng!!!!

Krachend flog die Türe zu — und die beiden Streithähne vergassen in ihrem Schreck den Kampf, der doch bereits so schön im Gang gewesen war.

Verblüfft schauten sie sich an — und im gleichen Augenblick erkannten sie den gemeinsamen Feind.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Stierli. Und er fragte das nicht etwa nur sich selber, sondern auch seinen boxenden Widerpart.

Erich, der mit der Linken liebevoll und vorsichtig seine Rechte massierte, erkannte nicht das Sinnlose dieser Frage. Er überlegte sich nicht, was die Sorgen des Zwergkämpfhahnes Samuel Stierli ihn angingen. Das Erscheinen der Herrin des Hauses und die Art ihres Eingreifens hatten auch auf ihn geradezu lähmend gewirkt.

Und so kam es, dass die beiden Männer, von denen der eine ganz, der andere mindestens zu Dreivierteln erwachsen war, auf das Eingreifen der Frau Stähli, mit der sie — wohl mit Recht — nicht gern Kirschen essen wollten, nicht wesentlich anders reagierten als zwei Schulbuben, die während einer Rauferei von ihrem gestrengen Herrn Lehrer erwischt worden sind.

Kaum war die weibliche Erscheinung, die so erschreckend gewirkt hatte, aus ihrem Gesichtskreis verschwunden, da waren beide auch schon in gemeinsamer Eintracht damit beschäftigt, die schäbigen Effekten, des Samuel Stierli Inhabers der „Auskunftei Stierli, Detektiv- und Auskunftsbureau für Geschäftsleute und Private“, in aller Eile und Unordnung in die zwei billigen Fiberkoffer Stierlis zu verstauen.

Jäh schreckten sie in dieser friedlichen, aber höchst flüchtigen Arbeit zusammen.

Es klopfte an die Eingangstüre. Es polterte! Als ob man mit Fäusten, nein, mit Schuhen oder Hämmern dagegen schlug.

Gleichzeitig flog die Türe auf — und das, was Frau Stähli als ihren Portier bezeichnet hatte, wälzte sich schweigend herein, eine lange Rechnung, wie eine weisse Fahne, vor sich her tragend.

Es war aber keine Fahne des Friedens — ganz im Gegenteil! Das höhnisch-verzerrte Gesicht der Herrin des gastlichen Hauses, genannt „Villa Bestia“, das im Hintergrund durch die offene Türe sichtbar wurde, war ein bedredtes Zeugnis dafür.

Der Portier aber — das war der Gatte. Er machte jedoch, wenigstens im Beisein von Gästen, nie Gebrauch davon und spielte den Hausknecht gerade so schlecht, als ob er dafür bezahlt wäre.

Samuel Stierli beglich schweisstriefend seine Rechnung; dann stob die Kavalkade, der Hausknecht-Gatte mit den beiden Koffern voran und die zwei Kampfhähne bleich und mit schwerem Atem hinterher, die Treppen hinunter, vor das „Hotel“, wo ein freundlicher Kutscher, der von der Besitzerin vorsorglich und auf Rechnung und Gefahr des hinausgeworfenen Gastes bestellt worden war, ihrer harzte.

Erst als die beiden Flüchtlinge, neben den Koffern, im Wagen sassen, kamen sie wieder zur Besinnung. Und als das lächelnde Gesicht des Kutschers sich lang und intensiv nach ihnen zurückdrehte, schaute Samuel Stierli ratlos seinen Begleiter an und fragte: „Wohin?“

„Fahren wir zu uns, ins Hotel Central. Dort werden Sie gut aufgehoben sein.“

Der Wagen zog an; die beiden Insassen legten sich, mehr oder weniger erschöpft, in die Kissen zurück — und Erich, der erfolgreichere von ihnen, dachte mit schlaudem Lächeln daran, dass er auf diese Art den anonymen Missetäter nicht nur leicht beobachten, sondern ebenso leicht seinem Herrn und Meister in die Arme dirigieren konnte.

Wanderung — Wintersport — Diamanten

Während Erich, der „Lehrbub“, seinen ersten grossen, selbständigen Erfolg erkämpfte, wanderte sein Meister, Bob Scholl, zusammen mit Ferribert über Parsenn.

Die beiden Kollegen hatten sich ein grosses Tagespensum vorgenommen und stapften beim Morgengrauen über die Schatzalp und die Strelaalp gegen den Pass hinan.

Tinzenhorn, Piz Kesch und Hoch Ducan hatten die ersten Sonnenstrahlen aufgefangen — dann stieg den beiden Wanderern die Sonne von den Höhen des Schiahorns und des Strela langsam entgegen, bis sie sich auf halber Höhe trafen.

Ferribert, der wohl das winterliche Parsenn kannte, war begeistert über diesen herrlichen Sommer da oben.

Die bequemen

Strub-

Bally-Vasano-

und Prothos-
Schuhe

Gebrüder
Georges
Bern Marktgasse 42

Der Spängler

VON HANS ZULLIGER

Der Spängler hocket höch am Turm.
Er wärchet, un er pfyfft es Lied.
Er freut si am Aprüllesturm
Wo ds Gwülch uuftrönt u Furre zieht!

Töff unger Chemi, Decher, d'Gass —
U mängisch styge Gschmäckli uuf.
Mithine schmöckts na Nyd u Hass.
Der Spängler wärchet u pfyfft druf!

Hingäge, fallt e Sunnestrahl
Gradabe dür ne Wulchehick,
Un alles glänzt, Huus, Boum u Tal —
De het er still en Ougeblick:

De luegt er, u de pfyfft er nüm! —
D'Wäldt lyt wie us em Drucki da!
«Gschou, Meischer!» ghört er fyn e Stimm,
«Wil du's bisch, darfsch dä Uusblick ha!»

„Gut möchte ich auch wieder nicht sagen. Mässig. Gerade so, dass ich mit dem Durchschnitt aller Fahrer so halbwegs Schritt halten kann.“

„Immerhin!“ wandte Bob Scholl ein. „Wenn sich die Angelegenheit bis in den Winter hinein schleppen sollte, werde ich einiges nachzuholen haben.“

Die beiden Männer schauten sich an und konnten sich des Lächelns nicht erwehren. Sie mochten beide das Gleiche denken, und der Sinn dessen, was ihre Gedanken beschäftigte, war etwa:

Der Fall lässt sich bisher nicht so an, dass man mit einer baldigen Erledigung rechnen kann. Wir werden uns also wohl beim Skifahren wieder sehen.

Sie stiegen weiter hinauf und schauten sich auf der Wasserscheide nach dem zurückgelegten Wege um.

Da fiel Bob Scholl etwas auf:

Die Stelle, die er vorhin seinem Begleiter als mutmasslichen Fundort bezeichnet hatte, stimmte genau mit jenem Platz überein, auf dem vor kurzem der Fremde von der Wasserscheide angeblich seinen Photoapparat hatte liegen lassen.

Er machte Ferribert auf diese Entdeckung aufmerksam und fügte hinzu:

„Sicher ein Beweis dafür, dass dieser Bret Ferol die Spur der Diamanten vor uns entdeckt hat.“

Ferribert nickte und sagte, wie im Selbstgespräch: „Der Umstand, dass der Stein dort gefunden werden konnte, scheint mir zu beweisen, dass er von einem Skifahrer verloren wurde. Kein Fussgänger wird auf den Gedanken kommen, dort vorüberzugehen. Er beweist ferner, dass der Stein bei der Abfahrt von Parsenn nach Strela verloren wurde — nicht umgekehrt beim Aufstieg.“

(Fortsetzung folgt)

In gleichmässigem, nicht übertriebenem Tempo näherten sie sich dem Berghaus Strela, wo sie von der schweifwedelnden Frigga mit grossem Lärm empfangen wurden.

Sie sprachen noch nicht von ihrer Aufgabe und liessen sich den ausgezeichneten Morgenkaffee mit all seinen erfreulichen Zutaten ganz vortrefflich munden.

„Es ist vielleicht gut“, begann endlich Ferribert die Unterhaltung, „wenn wir uns endgültig darüber klar zu werden versuchen, welches unsere Aufgaben sind. — Nach meiner Meinung handelt es sich für uns darum, sieben Diamanten zu finden, von denen einer bereits irgendwo zwischen den Hauptstädten wandert, während die übrigen sechs möglicherweise, ja sogar wahrscheinlich, hier oben liegen.“

„Sie glauben also“, schaltete sich Bob Scholl ein, „dass das ganze Hochzeitsgeschenk des Maharadschas seinerzeit auf irgend eine Art über Parsenn gewandert ist?“

„Es ist auf jeden Fall möglich. Dabei ist nur das eine nicht klar: Wie es geschehen konnte, dass ein Stein sich von den übrigen sechs Steinen trennte. Wir können nämlich kaum annehmen, dass da, wo dieser eine Diamant war, nicht auch die andern sechs sich befanden. Vor allem beweist uns aber die Tatsache, dass Bret Ferol sich hier herumtreibt, dass da oben etwas zu finden sein muss. Ich glaube sogar, dass der eine Stein, der in Zürich geraubt wurde, bereits in seinen Händen ist. Und was sollte er hier anderes suchen als die sechs Steine, deren siebenter Gespan ihm den Beweis erbracht hat, wie gross der Wert ist, der hier oben eventuell gefunden werden kann?“

Bob Scholl erinnerte sich der geheimnisvollen Worte, die der Fremde auf der Wasserscheide zu ihm gesprochen hatte. Wie war das doch gewesen?

„Warum sollte ich einen Diamanten suchen, wo ich weiss, dass im ganzen sieben zu finden sein müssen? Und warum sollte ich sieben suchen, wo ich ebenso genau weiss, dass einer bereits in Sicherheit ist?“

Bob gab Ferribert von diesem orakelhaften Ausspruch Kenntnis — und der Kollege sprang rasch mit den Worten ein:

„Also sucht er sechs Diamanten. Noch sechs, müssen wir sagen, um deutlich zu sein; denn der eine, der nach seiner Aussage in Sicherheit ist, kann sich, wenn er so positiv spricht, nur in seinen Händen befinden. — Wir sind also auf der richtigen Spur. — Kommen Sie!“

Die beiden Männer verabschiedeten sich vom freundlichen Hüter des Berghauses auf Strela und bogen in stiller Wanderung um die Felskanten des Schiahorns herum in die Steinwüste des Hauptertällis ein.

Beide fühlten sich erdrückt von der Grösse und Erhabenheit dieser gigantischen Natur. Pastellgrün leuchteten die steilen Hänge des Haupterhorns im Licht der Morgen-sonne — und stolz, massig und abweisend stand der Koloss der Weissfluh vor ihnen.

Als sie eine schmale Schneezunge überschritten hatten, die auch jetzt noch, mitten im Sommer, ein Stück des Weges zudeckte, deutete Bob Scholl nach einer Stelle, schräg rechts über ihnen, und sagte:

„Dort oben muss, nach den Aussagen des Finderas, der Stein gelegen haben.“

Ferribert prüfte die Richtung und den Lageort. Dann konstatierte er nach einiger Ueberlegung:

„Ich war ein einziges Mal hier oben. Im Winter. Vor sieben oder acht Jahren. Wenn ich mich nicht täusche, ziehen sich jweilen vereinzelte Skispuren dort oben vorbei.“

Bob schaute seinen Begleiter überrascht an.

„Ah! Ich wusste nicht, dass Sie die Gegend kennen...“

„Kennen wäre auch zu viel gesagt. Ich habe nur einmal diese Route gemacht: Weissfluhjoch — Strela — Schatzalp — Platz...!“

„Also ein guter Skifahrer? Da haben Sie vor mir einiges voraus.“

Uebler Mundgeruch

kann nicht durch eine stark parfümierte Zahnpasta überdeckt werden. Ultradent, die flüssige Zahnerème, beseitigt die der Fäulnis anfallenden Speisereste zwischen den Zähnen restlos. Auf diese Weise erreichen Sie einen reinen, gesunden Atem. Ultradent ist mit feinstem Zitronenöl erfrischend aromatisiert. Monatspackung 60 Cts. Originalpackung 1.75 in allen Fachgeschäften.